

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Vestelgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauschaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18693. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabends).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blaubroschüre 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 M., pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauschaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die Leipziger Brauereien haben die Verhandlungen mit den Gastwirten abgebrochen.

Der Rechtsanwalt Dr. Niemeyer stellte einen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens gegen die Opfer des Essener Meinelidsprozesses von 1895.

Das jugtürkische Komitee drängt zum Krieg gegen Griechenland.

Die Korruption der amerikanischen Polizei wird in neuen Enthüllungen festgestellt.

## Dhingras Tod.

Leipzig, 18. August.

Dhingra, der junge indische Revolutionär, hat sein Attentat auf den englischen Oberst Curzon mit dem Leben bezahlt. Mit derselben Ruhe, mit der er den Schuß abfeuerte, mit der er sein Todesurteil annahm, schaute er auf den Henker, der im Namen der Gerechtigkeit kam, sein Leben zu nehmen.

Die Kunde von dem Tode Dhingras trägt der Telegraph in sein Vaterland, an die Ufer des Ganges und Brahmaputra. Obwohl seine Blutsverwandten sich öffentlich, angesichts des ihm drohenden Todes, vor ihm als einem Scheusal losgesagt haben, wird sein Tod Tränen aus den Augen seiner Geistesbrüder locken. Aber er, Dhingra, ist keine Person mehr. Er war es nicht, als er sich mit dem Revolver in der Hand und dem Mordgedanken im Kopfe ins indische Haus schlich, um den Vertreter der Unterjocher seines Volks zu töten. Er war es nicht, als er vor dem Richter mutig der englischen Bourgeoisie ins Gesicht die Rebellenworte schleuderte: Ich sollte ein Verbrechen begangen haben, indem ich einen englischen Beamten tötete? Aber England tötet jährlich jahraus Tausende und Abertausende meiner Volksgenossen, deren Gebein die Gefilde meines Vaterlands bleicht!

Dhingra ist der Persönlichkeit entkleidet, er ist ein Symbol. Ein Symbol nicht nur der kleinen Schar, die schon gegen die englische Fremdherrschaft kämpft, nicht nur der neuen Scharen der Kämpen, die sein Tod zur Tat rufen wird, sondern der 300 Millionen Leidenden, unter dem Joch der englischen Ausbeutung ächzender Indier.

Wir kennen das Leben des jungen Märtyrers nicht, und trotzdem ist er uns bekannt, trotzdem wissen wir, wie der Gedanke in ihm auflebte, der ihm den Revolver in die Hand drückte, denn wir kennen die Leiden des indischen Volks und die „Zivilisationsarbeit“ der englischen Bourgeoisie. Dhingra schaute auf die Ausbeutung der indischen Bauern, unter denen der Hungertod jahraus jahrein seine schrecklichen Opfer forderte. Er sah seine dahinsiechenden Brüder und erinnerte sich, daß Indien die Schatzkammer der alten Welt war, daß es das fruchtbarste Land der Welt ist. Er sah seine Brüder Ketten tragen, er hörte, wie die Peitsche der englischen Herren auf ihre Rücken sausen niederfiel, und hörte dabei das Lied, das sie dabei vor sich hinstimmten:

Süßliche, Britannia! Das Meer sei dein,  
Sklave soll kein Britte sein!

Ja, Sklaven sollten nur seine Brüder sein, obwohl daselbe Herz in ihrer Brust schlägt, wie in der der weißen Männer. Und es brannte im Gehirn des Indiers, und es arbeitete sein Gedanke. Wie im Gehirn der ausgebeuteten, erniedrigten Lohnsklaven der europäischen Fabrik der Gedanke dümmert, daß die Zeit kommt, wo es keine Sklaven und Herren geben wird, wie sich der Proletarier zum Kampfe aufrafft und wie in ihm mit jedem Tag des Kampfes die Menschenwürde reißt, die später keine Hungerpeitsche mehr niederschlagen kann, so wuchs der Gedanke der Befreiung im Hirne Dhingras. Da kam die Kunde, daß ein kleines asiatisches Volk, bis jetzt mißachtet, im offenen Kampfe eine europäische Großmacht niedergeworfen hat. Es schwellte sich die Brust des Indiers, es stieg seine Hoffnung. Dann kam die Kunde von weiter Ferne vom Kampfe des russischen Volks gegen seine Tyrannen. Vom Kaukasus flogen die Funken die Nachrichten nach dem Iran und verwirklichten die Worte Puschkins: im Orient die Morgenröte flammt... und von dort nach dem Pendschab, der alten Wiege der indischen Kultur. Und da gab es schon keine Macht mehr, die den Gedanken an Selbstständigkeit, an den Kampf gegen die englische Unterjochung hätte bannen können. Damals wurde aus den alten Leiden des indischen Volks, das sich in einer kleinen Schar seiner Söhne ermannte, der Krieger in Dhingra geboren, der in den Kampf zog, bevor noch sein Volk selber aufstand. So starb Dhingra am Galgen und nicht auf dem Schlachtfeld, weil seine tatendurstige Seele auf die Auferstehung seines Volks nicht warten konnte, weil sein liebedes und hassendes Herz ihn trieb: sei ein Wecker, ein Rufer zum Kampfe, wenn auch dein letzter Ruf vom Galgen herab erschallen sollte. Und er irrte nicht, als er

den Marterweg bestieg: sein Tod wird weit und breit in Indiens Grenzen den Engländern das Brandmal der Mörder aufdrücken, er wird die blutigen Gestalten der Clive und Warren Hastings, jener bestialischen Eroberer Indiens, er wird die Greuelthaten bei der Niederwerfung des Saponaufstands neu erstehen lassen, sie zum Symbol der englischen Herrschaft machen.

Indem sie Dhingra an den Galgen schickte und ihm die Begnadigung verweigerte, hat die englische Bourgeoisie zugestanden, daß die Totenglocke ihrer Herrschaft in Indien geschlagen hat. Der Galgen, an den Dhingra geknüpft wurde, soll den Indern Schrecken einjagen, er soll ihnen sagen, die englische Bourgeoisie gedente nicht, ohne Kampf die so ausgiebigen indischen Quellen ihres Reichtums aus den Händen zu lassen, sie sei entschlossen, eine Schreckensherrschaft in Indien zu etablieren, wenn eine andre unmöglich sein sollte. Aber die Geschichte kennt keinen einzigen Fall, wo es gelungen wäre, ein um seine Befreiung kämpfendes Volk niederzuhalten, wenn die Entwicklung dieses Volks zum Kampfe drängt. Und so ist es in Indien. Die kapitalistische Entwicklung schuf die Schichten, die europäische Freiheitsideale in sich aufgenommen und die jetzt den Kampf um ihre Verwirklichung begonnen haben. Sie wird und muß diese Schichten stärken. Aber noch mehr: indem England, um der Konkurrenz der japanischen Industrie in Indien entgegenzutreten zu können, in Indien Fabriken errichtet, schafft es ein modernes Proletariat und in ihm die Massen, die dem Kampf der kleinen Schar um Dhingra neuen Inhalt geben werden, Massen, die den Kampf um die Unabhängigkeit Indiens mit ihrem proletarischen Kampf verschmelzen werden. Und diesen Massen gegenüber werden keine Galgen helfen.

Nicht immer zwar und nicht an jeder Stelle kann die rote Internationale Unabhängigkeitsbestrebungen einer Partei unterstützen, sollte sie sich auch proletarisch nennen. Wenn sie aber jemals Grund hatte, aus rein proletarischen Gründen einen nichtproletarischen Freiheitskampf zu unterstützen, so ist es in Indien der Fall. Die Befreiung Indiens würde eine kolossale Schwächung des englischen Kapitalismus und Stärkung des englischen Sozialismus bedeuten, sie müßte eine ungeheure Verschärfung der Klassengegenätze in England verursachen, daß sie gewaltig die Zeit abkürzen würde, die das englische Proletariat von seinem letzten Kampf noch trennt. Grund genug, um die stolze rote Fahne an der Bahre des Kämpfers zu senken, der als Vorbote des Befreiungskampfes seines Volks starb, obwohl er nicht einer der unstrigen war.

# Arbeiter, gedenkt des schwedischen Generalstreiks!

## Seuilleton.

### „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Bazarett.  
Von Karl Hilger.

371

Wie Volter vermutet hatte, ließ sich Sergeant Schneider mit ihm immer mehr in intime Gespräche ein.

Auf einer im Garten versteckt liegenden Bank saßen beide und unterhielten sich.

„Was sind Sie vorher gewesen, Herr Sergeant, ehe Sie zur Unteroffizierschule kamen?“

„Ich wollte erst Tischler werden, aber mein Vater gab das nicht zu. Der wollte mich gleich los sein, nachdem ich mit der Schulzeit zu Ende war. Mein Vater war Witwer, wollte mich versorgt wissen und steckte mich in die Unteroffizierschule.“

„Also sind Sie unfreiwillig dazu gekommen?“

„Zuerst ja. Aber wenn man so jung ist und so unerfahren, lebt man in den Tag hinein, ohne viel an die Zukunft zu denken. Wenn man dann nichts sieht und nichts weiter hört als Militär, verwächst man so eng mit dem bunten Rod, man merkt es gar nicht.“

„Aber da Sie sich doch nicht selbst diesen Beruf gewählt haben, müssen Sie sich doch nie recht wohl gefühlt haben?“

„Ich kenne einfach kein andres Leben. Wenn ich Zivilisten gesehen habe, erschienen die mir wie aus einer fremden Welt, die ich wenig verstehe. — Es sind wohl Momente gekommen, wo ich mich fragte: wozu das alles? Manchmal war mir das ganze Dasein verhaßt. Und dann rief

einen der Dienst. Der sorgte schon dafür, daß man keine übermäßigen Gedanken faßte. Man tröstet sich auch, auf das Ende der Dienstzeit. Nach zwölf Jahren ist man ja Militäranwärter.“

„Da sind Sie also seit Ihrer Kindheit nie frei gewesen? Daß Sie tun konnten, was Sie wollten?“

„Nein. Ich habe auch keine Sehnsucht danach gehabt. Ich weiß die Freiheit nicht zu schätzen, weil ich sie nicht kenne. Solche Wünsche unterdrückt auch das Militärleben. Man hat kapituliert, und da gibts nichts dagegen. Ich weiß nicht, woher ich die Meinung habe, ob ich sie mir selbst angeeignet habe, oder ob sie mir gegeben worden ist durch das militärische Leben. Mir kam es immer so vor, als ob die Freiheit im Zivilleben gar nicht so beneidenswert wäre. Wenn alljährlich die Rekruten kommen, macht man sich ganz eigene Vorstellungen von deren Freiheit.“

„Sie haben sich schon zu sehr in den Militärzwang hineingelebt!“

„Kann sein, daß es so ist,“ antwortete der Sergeant, vor sich hindrückend.

„Was müssen Sie seit Ihrer Kinderzeit für ein Leben gehabt haben! Ich stelle mir das grauenhaft vor. Das sind doch die schönsten Jahre Ihres Lebens gewesen! Die herrlichste Zeit des jugendlichen Lebens kennen Sie gar nicht. Sie kennen nur Abgeschlossenheit, Zwang, Immer gehorchen, immer aufpassen. Die Welt ist aber groß! Was kann man draußen erleben, erfahren! Trotz der Sorgen ums tägliche Brot, trotz der Mühen, Entbehrungen und Enttäuschungen ist es doch ein Leben. Ihr Dasein ist ein maschinenmäßiges Springen auf Befehl, wenn Sie auch über zwölf Mann als Korporal stehen! Dann — können Sie jetzt an Heirat oder Liebe denken? Erstens fehlt Ihnen das Geld, dann haben Sie auch keine Zeit dazu. Sie sind an Ihre Kasernenstube gebunden.“

„Es gibt aber auch viele Zivilisten, die —“

„Die nichts haben, sie können aber doch tun, was sie wollen! Aber Ihnen ist es verwehrt. Nach zwölf Jahren vielleicht, oder in den letzten Jahren: als Feldwebel. In diesem Alter denkt man über Liebe schon ganz anders. Die schöne, freie Jugendzeit mit ihrem Drang und Glück ist vorbei.“

„Sehen Sie, Volter, das allein hat mich unzufrieden gemacht. Nach Freiheit habe ich kein Bedürfnis gehabt, aber — nach Liebe. Mit keinem Menschen habe ich bis jetzt darüber gesprochen — nicht mal mit bekannten Unteroffizieren. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich gerade Ihnen gegenüber offen bin. Mit Ihnen kann man über alles reden. Mit meinen Kameraden wage ich das nicht. Entweder verstehen sie mich nicht, oder sie lachen mich aus. — Ich habe oft Sehnsucht nach — nach Mädchenbekanntschaften gehabt — und ich habe oft gefunden, daß man als Unteroffizier direkt von vielen gemieden wird. Und diejenigen, mit denen ich verkehren konnte, waren auch danach. So traurig und öde, dumm! So kommt es, daß man in seinem Drang sich vergiftet und — was ich jetzt bitter bereuen muß.“

„Das ist eben das Bedauerliche! Für Unteroffiziere ist das viel schwieriger als für Zivilisten. Liebe läßt eure militärische Existenz nur in seltenen Fällen zu. Da bleibt euch der Ausweg — die Dirnen. — Auch vielen Gemeinen geht es so.“

„Da hatte ich mal einen Ehemann vor zwei Jahren in meiner Korporalschaft. Der war vielleicht ein Jahr verheiratet. Der Mann tat mir ordentlich leid. In den ersten Tagen merkte ich gar nichts an ihm. Nach drei, vier Wochen hörte ich in meinem Verstand, was um den stand. Fast keine Nacht konnte er schlafen. Wenn er schlief, phantasierte er laut, daß wir andern aus dem Schlaf geweckt wurden, von Tag zu Tag wurde es mit